

(Nachdruck verboten.)

68]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Schluß.)

Gallardo erwartete in der Nähe des Vorsitzenden, an die Barriere gelehnt, das Zeichen zum Töten. Garabato hielt am Rande der Einfriedigung den Stoßdegen und das Tuch bereit.

„Teufel noch mal! Das Schauspiel hatte so gut begonnen, und nun mußte ihm sein böses Geschick diesen Stier zuführen, den er selber wegen seiner schönen Gestalt ausgewählt hatte, und der sich beim Betreten der Arena als zahm erwies! . . .“

Indem er mit den in den vorderen Reihen sitzenden Sachverständigen sprach, entschuldigte er sich im voraus wegen der bevorstehenden mangelhaften Leistung.

„Man tut eben, was man kann, weiter nichts,“ sagte er achselzuckend.

Dann blickte er nach den Logen hinauf und heftete seine Augen auf Donna Sol. Sie hatte ihm vorher Beifall gespendet, als er sich waghalsig vor den Stier hingelegt hatte und ihre behandschuhten Hände schlugen begeistert ineinander, als er zur Barriere zurücktrat und das Publikum dankend grüßte. Als Donna Sol jetzt sah, daß der Stierfechter sie anblickte, grüßte sie ihn mit einer Gebärde wohlwollender Freundschaft, und selbst ihr Begleiter, jener widerwärtige Mensch, verneigte sich anmutlos, als müsse sein Körper mitten auseinander brechen. Alsdann hatte er zu verschiedenen Malen ihre Augengläser beharrlich auf sich gerichtet gesehen, wie sie ihn während der Ruhepause zwischen den Barrieren suchten. Dieses Weib! . . . Vielleicht fühlte sie sich wieder von dem beherzten Burschen angezogen. Gallardo nahm sich vor, sie am folgenden Tage zu besuchen, für den Fall, daß sich der Wind gedreht hätte.

Das Zeichen zum Töten des Stieres ertönte, und der Maestro ging nach einer kurzen Widmungsansprache dem Tiere entgegen.

Die Begeisterten erteilten ihm lärmend ihre Ratschläge. „Nach der Sache bald ein Ende! Er ist ein Däse, und keinen Schuß Pulver wert.“

Der Matador streckte sein Tuch vor der Bestie aus, die darauf losstürzte, allerdings mit etwas langsamerem Schritt und durch die vorausgegangenen Dualen Flug gemacht, mit der deutlichen Absicht, zu zermalmen, zu verwunden, als hätte die Hejraad ihre Wildheit entfesselt. Dieser Mann war der erste, der nach der Beinigung vor ihren Hörnern stand.

Die Menge fühlte, wie ihre rachsüchtige Abneigung gegen den Stier allmählich schwand. Er machte keine üblen Wendungen; er griff tüchtig an. Bravo! Und begeistert verfolgte sie die Hantierungen mit dem Tuch, wobei ihr Gutachten sowohl den Kämpfer als das Tier betraf.

Der Stier blieb unbeweglich mit gesenktem Kopf und heraushängender Zunge stehen. Das dem Todesstoß vorausgehende Stillschweigen war eingetreten, ein Schweigen, das von vielen Tausenden angehaltener Atemzüge herrührte und die Ruhe der tiefsten Einsamkeit noch übertraf, so daß das leiseste Geräusch in der Arena auf den entferntesten Plätzen vernehmbar war. Ueberallhin hörte man ein leichtes Zusammenschlagen von Stäben; es waren die halbverbrannten, zwischen die Hörner geratenen Schäfte der Vanderillas, die Gallardo mit der Degenspitze nach hinten auf den Hals des Stieres zurückwarf, um seinen Stoß sicher anbringen zu können. Dann reckten die Zuschauer die Hälse noch weiter im Gefühle des geheimnisvollen Zusammenhanges, der jetzt zwischen ihrem Willen und dem des Matadors bestand. „Jetzt!“ sagten sich alle mit innerer Stimme, jetzt müsse der Stier von Meisterhand fallen, alle errieten den Entschluß des Matadors.

Gallardo stürzte sich auf den Stier, und nach der aufregenden Erwartung atmete das Publikum gleichzeitig geräuschvoll auf. Nach dem Zusammenstoß vor Mensch und Tier lief dieses unter wildem Gebrüll eilig davon, und Pfiffe und Protestrufe wurden laut.

Zimmer dieselbe Geschichte: Gallardo hatte im entscheidenden Augenblick das Gesicht abgewandt und den Arm eingezogen. Der Stoßdegen saß lose und schwankend im Hals des Tieres und fiel, nach wenigen Schritten abgeschüttelt, in den Sand.

Ein Teil der Zuschauer schrie Gallardo schimpfend an, und das Wohlwollen, das sie am Anfang des Schauspiels zu ihm gefaßt hatten, war verschwunden. Von neuem stellte sich Mißtrauen ein; der Stierfechter war wieder strengem Tadel und heftiger Mißbilligung verfallen, und jedermann schien den früheren Enthusiasmus vergessen zu haben.

Gallardo hob den Degen auf und ging mit gesenktem Kopfe von neuem dem Stier entgegen, indem er sich nicht getraute, gegen den Unwillen einer Menge, die gegen andere duldbend und gegen ihn unerbittlich war, Einspruch zu erheben.

Trotz seiner Verwirrung glaubte er zu sehen, daß ein Stierfechter an seine Seite trat. Es mußte der Nacional sein. „Nur ruhig Blut, Juan, und keine Ueberstürzung!“

„Verdammt auch!“ mußte ihm denn immer daselbe passieren? Konnte er denn nicht mehr, wie früher, den Arm zwischen die Hörner tun und den Degen bis ans Heft einstochen? Sollte er sich sein Leben lang vom Publikum auslachen lassen? . . . Ein Däse, dem man hatte Feuer anbringen müssen! . . . Schändlich!

Er trat vor das Tier hin, das ihn unbeweglich zu erwarten schien, als wünschte es, seine lange Marter so schnell als möglich zu beenden. Er wollte ihm nicht von neuem das Tuch vorhalten. Er trat einen Schritt zur Seite und ließ das rote Tuch zu Boden hängen, während er den Degen wagerecht in einer Linie mit seinen Augen hielt. . . . Den Arm vor!

Das Publikum schnellte von seinen Sitzen auf. Einige Sekunden lang bildeten Mensch und Tier nur eine einzige Masse und rückten so einige Schritte vorwärts. Die besten Kenner bewegten bereits ihre Hände und wünschten Beifall zu klatschen. Er hatte den Stoß geführt wie zu seinen besten Zeiten. Ein Stoß von der edelsten Sorte!

Auf einmal aber erfolgte ein gewaltiger Kopfstoß des Tieres, der den Mann wie ein Geschloß zwischen den Hörnern heraus und in den Sand schleuderte. Der Stier senkte den Kopf und seine Hörner erfaßten den regungslosen Körper von neuem, hoben ihn einen Augenblick vom Boden auf und ließen ihn wieder fallen, worauf das Tier, den bis zum Griff eingestochenen Degen im Hals, seinen Lauf fortsetzte.

Gallardo stand schwerfällig auf, und sämtliche Zuschauer brachen in einen betäubenden Beifallsturm aus. Sie wünschten nichts sehnlicher, als ihr Unrecht wieder gut zu machen. Bravo, der Tapfere! Der Wackere von Sevilla! Er hatte seine Sache gut gemacht.

Aber der Stierfechter gab auf diese enthusiastischen Ausbrüche keine Antwort. Er legte seine Hände an den Unterleib, beugte den Rücken mit einem Ausdruck des Schmerzes und schied sich an, mit schwankendem Schritt und gesenktem Kopfe zu gehen. Zweimal richtete er den Kopf in die Höhe und blickte nach der Ausgangstür, als fürchtete er, sie auf seinem Rückweg, den er zitternd und wie berauscht einschlug, nicht erreichen zu können.

Bloßlich, zusammengeballt wie eine große goldseidene Raupe, stürzte er in den Sand. Vier Bedienstete zogen unbeholfen an ihm, bis sie ihn auf ihre Schultern brachten. Der Nacional schloß sich ihnen an und stützte den bleichen, gelblichen Kopf des Stierfechters, dessen glasige Augen durch die gesenkten Lider schimmerten.

Das Publikum machte eine Bewegung des Erstaunens, und der Beifall verstummte. Alle Blicke spähten umher, man war sich des Ernstes der Lage noch nicht bewußt. . . . Aber bald gingen beruhigende Gerüchte um, deren Ursprung niemand kannte; jene anonyme Meinung, der jedermann Glauben schenkt, ohne sie zu kontrollieren, und die in gewissen Augenblicken die Menge entflammt oder lähmt, trat in die Erscheinung. . . . Es war nichts. Ein Hornstoß hatt ihm den Bauch gestreift — ihm das Bewußtsein geraubt. Niemand hatte Blut gesehen.

Die schnell beruhigten Zuschauer setzten sich, und ihre Aufmerksamkeit ging vom verwundeten Stierfechter auf die Bestie

über, die, dem Todeskampf zähen Widerstand leistend, noch auf den Füßen stand.

Der Racional war behilflich, seinen Maestro auf ein Bett des Krankenzimmers zu legen, auf dem er wie ein Ballen, unbeweglich, mit herunterhängenden Armen liegen blieb.

Sebastian, der so oft seinen Maestro blut esleckt und verwundet gesehen und trotzdem seine Kaltblütigkeit dabei nicht verloren hatte, wurde jetzt von einem entsetzlichen Gefühl der Angst befallen, als er ihn regungslos, grünlich-weiß, wie tot, vor sich liegen sah.

„Beim Leben der blauen Taube!“ rief er weinerlich aus. „Sind denn keine Ärzte zur Hand? Kommt denn niemand?“

Nachdem die Krankenwärter den zerquetschten Picador behandelt hatten, waren sie wieder nach ihrer Loge im Zuschauerraum zurückgekehrt.

Der Vanderillo, dem die Sekunden wie Stunden vorliefen, geriet in Verzweiflung und fuhr Garabato und Botage, die nach ihm herbeigeeilt waren, barsch an, ohne zu wissen, was er ihnen sagte.

Zwei Ärzte kamen, und nachdem sie die Tür geschlossen hatten, umstanden sie ratlos den leblosen Körper des Stiersechters. Man mußte ihn entkleiden. Beim Schein des durch ein Glasdach fallenden Lichtes begann Garabato die Kleider des Matadors aufzuknöpfen, zu zertrennen und zu zerreißen.

Der Racional konnte den Körper kaum sehen. Die Ärzte umgaben den Verwundeten und befragten sich gegenseitig mit Blicken. Es mußte eine Ohnmacht eingetreten sein, die ihn augenscheinlich des Lebens beraubt hatte. Blut war nicht sichtbar. Die Fäden an den Kleidern rührten ohne Zweifel von dem Stoße her, mit dem ihn der Stier niedergeworfen hatte.

Der Doktor Ruiz trat hastig herein, und seine Kollegen, die seine Meisterschaft anerkannten, ließen ihm den Vorrang. Fluchend und vor Hast zitternd, half er Garabato beim Entkleiden.

Die das Bett Umstehenden machten eine Gebärde tiefsten und schmerzlichsten Erstaunens. Der Vanderillo wagte nicht, zu fragen. Er schaute zwischen die Köpfe der Ärzte hindurch und sah den Körper Gallardos mit dem über die Brust hinaufgezogenen Hemd, die Mitte des Leibes vollständig abblößt. Der Bauch war durch eine bogenförmige Oeffnung aufgerissen, durch deren blutige Ränder einige hellblaue Fleischstücken sichtbar waren.

Der Doktor Ruiz schüttelte traurig den Kopf. Außer der entsetzlichen, unheilbaren Wunde hatte der Stiersechter von den Kopfstößen des Tieres eine gewaltige Erschütterung erlitten. Der Atem stand still.

„Doktor . . . Doktor!“ stöhnte der Vanderillero, mit bittender Gebärde nach der Wahrheit forschend.

Nach langem Schweigen schüttelte der Doktor wiederholt den Kopf.

„Es ist aus, Sebastian . . . Du kannst Dir einen anderen Matador suchen.“

Der Racional richtete seine Blicke nach oben. So mußte ein Mann wie dieser enden, ohne die Hand der Freunde drücken zu können, ohne ein Wort zu sagen, plötzlich, wie ein esendes, auf den Nacken geschlagenes Kaninchen! . . .

Die Verzweiflung trieb ihn aus dem Krankenzimmer hinaus. Er konnte es nicht mit ansehen. Er war anders geartet als Botage, der unbeweglich und mit finsternem Blick am Fuße des Bettes stand und die Leiche betrachtete, als ob er sie nicht sähe, indem er seinen Hut zwischen den Fingern drehte.

Er war daran, in Weinen auszubrechen wie ein Kind. Seine Brust keuchte schwer und seine Augen schwoollen unter einem Strom von Tränen.

Im Hofe mußte er beiseite treten, um die nach der Arena zurückkehrenden Picadoren durchzulassen.

Die Schreckensnachricht verbreitete sich nach und nach im Zuschauerraum. Gallardo war tot! . . . Einige zweifelten an der Tatsache, andere bestätigten sie, aber niemand verließ seinen Platz. Der dritte Stier sollte soeben losgelassen werden. Das Schauspiel war noch in seiner ersten Hälfte, und man dachte nicht daran, auf den Rest zu verzichten.

Aus der nach der Arena führenden Tür drang der Lärm der Zuschauer und die Klänge der Musik.

Die Gedanken des Vanderilleros erfüllten sich mit einem wilden Haß gegen seine ganze Umgebung, mit einem Widerwillen gegen seinen Beruf und gegen das Publikum, das ihn unterhielt. Durch sein Gedächtnis zogen die wichtigsten Worte, wegen deren die Leute ihn auslachten und deren Wichtigkeit er jetzt stärker als je empfand.

Er dachte an den jetzt aus der Arena geschleppten Stier

mit seinem verkohlten, blutigen Galle, seinen steifen Beinen und glasigen Augen, die ausdruckslos in den blauen Himmelsraum starrten.

Dann sah er in seinen Gedanken den wenigen Schritte von ihm, jenseits der Backsteinmauern liegenden Freund, dessen Leben auch erloschen und dessen Glieder erstarrt waren, er sah ihn liegen mit dem Hemd über der Brust hinaufgezogen, mit aufgerissenem Leib und einem matten, geheimnisvollen Schimmer zwischen den halbgeschlossenen Augenlidern.

Armer Stier! Armer Stiersechter! . . . Plötzlich stieß die lärmende Menge einen Jubelschrei aus, mit dem die Fortsetzung des Schauspiels begrüßt wurde. Der Racional schloß die Augen und ballte die Fäuste.

Die Bestie brüllte, die wirkliche, die einzige!

(Nachdruck verboten.)

Marietta.

Es ist Abend. Der milde Schein der Lampe erleuchtet das kleine Gemach, im Kamin knistert ein trauliches Feuer, der Seeessel summt sein schläferndes Lied.

Wie wohlthiges Behagen überkommt es mich, daß ich mich zurücklehne in dem alten Grobaterstuhl und verlorenen Sinnes dem bläulichen Rauche meiner Pfeife nachblide, der allerhand verworrene Bilder in die Luft zeichnet. Und selbstam — mit ein schält sich aus einer Ueberfülle trafen Gelods ein feiner, brauner Mädchenkopf, bliden mir heimlich fragend ein paar feuchte, glänzende Augen entgegen, strecken sich verheißend-verlangend weiche Arme . . .

Marietta!

Daß ich noch einmal dich sehen könnte! Noch einmal dürfte lauschen deinem frohen, kindlichen Geplauber, noch einmal fassen deine kleine schmalen Hände und träumen, mit dir träumen, wie wir es doch oft getan! —

Warum bist du so früh gegangen? War es Sehnen und Sorgen, das dich kranken ließ, wolltest du fortkommen aus dem lärmenden Leben, das dein zitterndes Seelchen erdrückte, oder war es am Ende nichts weiter als einer jener gemeinen Zufälle der Natur, der dich zugrunde richtete? —

Vorbei! Das Grab gibt seine Toten nimmer!

Armer Leute Kind war sie gewesen. Als blutjunges Bürschchen von 16 Jahren hatte ihr Vater, der schlaffe, glutäugige Pietro, seinem schönen Vaterlande Italien den Rücken gefehert, um in der Fremde sein Glück zu versuchen. Reich wollte er werden, reich und angesehen und dann wieder heimkehren zu seiner fernem Heimat. —

Aber der kleine Ziegelarbeiter sollte bald einsehen, laß es mit dem Reichwerden eine verflucht eigene Bewohntheit hat, denn seine mühsam zusammengesparten Pfennige wollten sich so gar nicht zu dem ausgefallen, was man gemeinlich unter Reichtum sich vorzustellen gewöhnt hat. Nach einigen Jahren geduldigen Hoffens und Harrens verriet sich ihm wohl die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen und kurzerhand zerstörte er mitteillos alle mit so großer Liebe und Sorgfalt aufgeführten Luftschlöffer. Jetzt wollte er nichts, überhaupt nichts mehr; nur leben! Zum Teufel! Das Blut rann heiß genug durch seine Adern, und er war doch kein Tor! —

Bald machte er es wie die anderen: er trank, rauchte, fluchte und spielte. Bis er sich eines Tages Hals über Kopf in die strohblonde Ida vergaßte, die ihm immer mittags in der rauchigen Kneipe das Essen brachte. Die berbe Münchnerin fand Gefallen an dem schmuden Burschen, und sie liebten sich. Als Marietta kam, heirateten sie sogar.

Und wahrhaftig: beide hatten den eingegangenen Handel nicht zu bereuen. Denn es ward ihnen auf kurze Zeit das Geschenk eines Familienglücks von so reiner und ungetriebter Schönheit, daß der gute Pietro in ungläubiger Verwunderung so manchesmal sich an den Kopf faßte, um sich zu versichern, daß er nicht etwa träume, sondern dies alles auch wirklich erlebe. Herrgott! Das waren auch Feierstunden, wenn er abends nach angestrenzter Arbeit seinen Schwarzkopf Marietta auf den Knien hielt und ihm mit leiser, singender Stimme von den hohen, dunklen Wäldern seiner Heimat erzählte, von dem weiten blauen Meere und dem ewig heiteren Himmel darüber. —

An einem regenschweren Herbsttage war es dann gewesen, als die achtjährige Marietta in dünnem Kleidchen an einem offenen Grabe stand und mit scheu-schüchternen Hand ein paar dürftige Blumen auf den braunen Holzarg ihres Vaters niederwarf. Niemand wußte eigentlich so recht, wie es gekommen war: Der mit seiner unerwüßlichen Arbeitskraft gutmütig prahlende Pietro hatte sich eben eines Morgens unwohl gefühlt und niedergelegt, um nicht mehr aufzustehen. —

Junker Schmalhans war Küchenmeister geworden, die blonde Ida kehrte zu ihrem früheren Berufe zurück, und auch Marietta mußte bald zum Geldverdienen heran.

In einem bekannten Bierlokale der Altstadt traf ich die kaum Bierjährige als Blumenverkäuferin. O du goldene Jugendzeit! 19 Jahre zählte ich damals, derwegen sah mir die bunte Mähe auf dem Kopfe, und eben dem Schulgefängnis entronnen, schwelgte ich als neugeborener Universitätsstudent noch ganz in dem berauschen-

den Gefühle meiner schwer errungenen Freiheit. Wer wollte es mir verargen, daß ich mich allsogleich höchst schuldbübenhaft in den schwarzen Kraustopf mir gegenüber vergaßte und ihm mehr Blumen ablaufte, als eigentlich zu meiner absoluten Glückseligkeit unbedingt nötig war. Der dicke gutmütige Bierwirt merkte übrigens gar bald, welche gewaltige Anziehungskraft er in der braunen Blumenfee besaß und verpflichtete sie dauernd seinem Lokale. —

Ja, wie war es dann nur weitergegangen daß wir beide eines Abends spät uns gegenüberjahren und gegenseitig Erlebnisse austauschten? — Ich weiß nicht mehr; nur eins ist mir in Erinnerung geblieben, wie ich unter anderem auch meine größte Heimlichkeit verraten hatte: daß ich nämlich Dichter werden wollte! —

„Dichter!“ Sie sprach es mir nach in einer so scheuen und behutsamen Art und Weise, als müsse sie jeden einzelnen Buchstaben des Wortes lieblos, um ein darin enthaltenes unendlich Heiliges und Hohes gebührend zu feiern. Ein Leuchten spielte um ihr Gesicht und ihre Augen glänzten, als sie endlich weiterzusprechen wagte:

„Dann schreiben Sie wohl auch so schöne Bücher in so schönen Einbänden?“

„Ja, Marietta das möchte ich,“ gab ich mutig zurück, um gleich wieder zaghaft nachzuhinken: „Aber ich weiß nicht, ob ich es auch können werde.“

Aber meine kleine Blumenverkäuferin suchte solchem ihrer Ansicht nach völlig grundlosen Pessimismus ganz energisch den Garaus zu machen durch die feste und eideskräftige Erklärung: „O ja, Sie, Sie werden es können!“

Hatte nicht eine warme Hand an die meine gerührt? Wie? Oder war mir, dem zukünftigen, berühmten Dichter, gar jene unerschütterliche Glaubenszuversicht so sehr zu Kopf gestiegen, daß ich ein wenig zu tief ins Glas guckte? —

Unser Verkehr mochte wohl an die sechs Monate bereits gedauert haben, als ich unermutet in Studienangelegenheiten auf unbestimmte Zeit verreisen mußte. Zuvor sprach ich natürlich bei meiner kleinen Freundin vor und überreichte ihr Andersens düstigen Märchenschatz. Ein Zufall hatte mir nämlich ihre große Liebe zu Büchern verraten und das war für mich wahrlich Grund genug, ihr mit gewissenhaftester Sorgfalt das Beste und Schönste aus unserer Dichtern auszuwählen. — War es Täuschung, als ich beim Abschied eine Träne in ihren großen dunklen Augen zu sehen vermeinte? Hatten mich denn die Geister des Weines schon wieder in ihren Bann, daß sie mir solchen Spul vorzauberten? Fühlte ich nicht deutlich einen brennenden Kuß auf meiner Hand? —

Meine Angelegenheit hatte sich schneller erledigt als ich angenommen. Seltsam: all die Zeit schon hatte mich eine sonderbare, durch nichts zu rechtfertigende Unruhe gequält, und einmal hatte ich mich gar dabei ertappt, wie mir aus meinen Arbeiten ein paar dunkle Frauenaugen entgegenblickten. Mein erster Gang nach meiner Ankunft war nach dem Lokale.

Wo ist Marietta?

Ah, da kam ja auch schon die dicke Kellnerin angemaischelt und überschüttete mich mit einem Sprühregen von Begrüßungsphrasen. Habe ich sie angejährt, daß sie zurückwich? Nein, nein. — Da — Himmel und Hölle! Was jagte das Weib! — Herrgott, dreht sich denn alles um mich! — Sind denn die Leute verrückt! — Da — der Wirt, die Wirtin, die . . . die . . . ja, was ist denn nur los! . . . Himmelherrgott! —

Fordert nichts Unmögliches von mir; ich kann euch von den Vorgängen jenes Abends nichts erzählen denn ich war ja damals toll vor Wut und Schmerz. — Marietta, meine Marietta gestorben! Gestorben, ohne daß ich etwas davon wußte. An jener heimtückischen, schleichenden Krankheit mit dem ekelhaften Namen: Lungenschwinducht. —

Da sind nun Jahre darüber hingegangen und noch immer sehe ich und grüble über deinem Schicksal, du liebe kleine Freundin! — Ein paar vergilbte Blätter, ein paar welcke Blumen: das ist alles, was mir von dir geblieben! —

Daß ich noch einmal dich sehen könnte! Noch einmal dürfen lauschen deinem frohen, kindlichen Geplauder, noch einmal fassen deine kleinen, schmalen Hände und träumen, mit dir träumen, wie wir es doch oft getan! —

Vorbei! Das Grab gibt seine Toten nimmer! — — A. C. G.

Fontanes Briefe.

I.

Das umfangreiche Material, das Theodor Fontane mit eigener Hand zu seiner Lebensgeschichte geliefert hat, liegt nun vorläufig abgeschlossen mit der „Briefe“ zweiter Sammlung (2 Bände, Berlin, F. Fontane u. Co., 1910) der Öffentlichkeit vor. 1892 begann der Zweiundsteißigjährige seine Kindheit in Neu-Nuppin und vorwiegend in Swinemünde zu beschreiben („Meine Kinderjahre“ 1894), zwei Jahre später ging er an die Wiedererzählung seiner Lehrjahre, der Kämpfe zwischen dem nährenden Apothekergewerbe und der unsicheren Schriftstellerei, der er schließlich anheimfiel, — Jahre und Kämpfe, denen er mit seiner Verheiratung den

äußeren Abschluß gab. („Von Zwanzig bis Dreißig“ 1898.) Aus den Mannesjahren hatte er, vor Abschluß dieser eigentlichen Memoiren, schon einzelne Episoden darstellend herausgegriffen, besonders solche, die ihn von journalistischen Berufs wegen nach Großbritannien und Frankreich geführt hatten („Aus England und Schottland“ 1860, „Kriegsgefangen“ 1871*), „Aus den Tagen der Okkupation“ 1872 usw.). Nach seinem Tode wurde dann eine größere Auswahl aus seinen Briefen durch den Druck zugänglich gemacht, die chronologisch unmittelbar an die beiden Bände der Lebenserinnerungen anschließen, also die ganze Zeit von seiner Eheschließung bis zu seinem Tode bestreichen: 1905 die zweibändige „Briefe an seine Familie“ und jetzt eben — zeitlich parallel mit diesen — die Briefe, die den weiteren Kreis seines Lebens umschreiben, Briefe an persönliche Freunde und gelegentliche Bewunderer, an Verleger, Redakteure und Schriftsteller, an Historiker und Maler, auch an Musiker und Leute vom Theater.

Den Wert solcher Briefpublikation im allgemeinen würdigt Fontane selbst einmal gegenüber dem Maler Wilhelm Genz: „ . . . in meinem eigenem Herzen bin ich geradezu Briefschwärmer und ziehe sie, weil des Menschen Eigenstes und Echtestes gebend, jedem anderen historischen Stoff vor. All meine geschichtliche Schreibererei, auch in den Kriegsbüchern, stützt sich im besten und wesentlichsten immer auf Briefe.“ Die nunmehr vierbändige Auswahl ist mit ihren insgesamt über 1000 Nummern gewiß reichhaltig; ob sie gleichzeitig auch glücklich getroffen ist, ist für den fernstehenden schwer zu entscheiden. Ungern immerhin vermisst man jegliches Blatt aus der Frühzeit bis zur Verheiratung. Manches mag da nicht mehr erreichbar gewesen sein. Die Briefe aus der Brautzeit sind jedenfalls absichtlich vernichtet, und zwar von den Erben auf ausdrückliche testamentarische Anordnung der Witwe hin ungelesen verbrannt. Ob damit gleichzeitig in Fontanes Sinne gehandelt wurde, steht billig zu bezweifeln, wenn man ihn jetzt in ähnlichen Fällen die „sogenannte Distinktion ein höchst albernes und stupides Ding, den Tod alles Interesses und zuletzt aller Geschichte“ schelten hört.

Der Dichter, dessen Wert ohne die Öffentlichkeit einfach tot und gar nicht denkbar ist, gehört auch mit seinem Leben — zum mindesten historisch — der Öffentlichkeit, die ihn liebt und ehrt. Wieviel mehr Fontane mit seinen Briefen, die als selbständige literarische Leistungen neben seinen Dichtungen und Schilderungen stehen. Für ihn galt noch die Tradition des sorgsam gebauten und kunstvoll ausgeführten Briefes, der eine Sache von Gewicht ist, ein Rechenschaftsbericht über einen Lebensabschnitt oder eine Erörterung letzter Dinge, diese Tradition, die die verbesserten Verkehrsmittel, die Postkarte und das Telephon allmählich ganz dahinschwenden lassen. Diese Kunstform des Briefes, wie sie das 18. Jahrhundert und noch die Zeit der Romantik gepflegt hatte, fand Fontane zum Beispiel voll Freude wieder in den Schreiben des plattdeutschen Dichters John Brindmann an Theodor Storm, die ihm dieser (1853) zur Einsicht überlassen hatte: „Solche Briefe . . . werden heutzutage nur noch selten geschrieben. . . Die Leute von heute sind lukrativer: wenn man sich derlei Dinge zurechtgelegt hat, so macht man einen Aufsatz daraus, den man sich mit zehn Talern preussisch bezahlen läßt. Briefe sucht man jetzt zusammen; ich mit, wie Figura zeigt. Dennoch glaub' ich, sind diese Fuchereien ein Schritt weiter. Ein Brief soll keine Abhandlung, sondern der Ausdruck einer Stimmung sein. Dem kommen wir näher.“ Fontane wünscht also einmal eine zeitgemäße Fortbildung jener Tradition, eine Modernisierung des klassischen Briefstils, und es ist genuehreich zu sehen, wie bei ihm mit den Jahren der breite Plauderton immer bewußter einer Knappheit und Konzentriertheit weicht, durch die Fülle und Intensität des Gehalts nur um so schöner zur Geltung kommen. Denn auch im Inhaltlichen weist er den Künstler. Schon die eben zitierte Forderung des Aus- und Abdrucks einer Stimmung ist ein dichterischer Zug. Ebenso ist das Illustrieren der Eindrücke durch die Anekdoten, das Sinnfälligmachen der Eindrücke durch den prägnanten Einzelsatz — und wie pointiert steht eine jede solche Anekdote bei Fontane da! — eine Force des gestaltenden Erzählers. Und gerade auch die bewußt gemachte Stimmung, die im gegebenen Moment als ungebrochene Einheit im Schreiber ruht und den buntschickigsten Themen eines Briefes ihre Grundfarbe gebieterisch mitteilt, schafft jene graziöse und geistreiche Leichtigkeit der Uebergänge und Verknüpfungen, die an Fontanes Episteln immer wieder entzückt.

Die Veröffentlichung der Briefe, die schon so manche Ueber-raschung über den intimen Fontane gebracht hat, zeigt auch dem Un-eingeweihten zum ersten Male, mit welchem tiefen künstlerischen Ernst Fontane überhaupt seinem ganzen Schriftstellermetier stets gegenüber-gestanden hat. Man hatte bis dahin wohl die Vorstellung eines alten Herrn vom Schlage der pensionierten Geheimräte, der in pflicht-treuer journalistischer Lohnarbeit grau geworden, nun nichts Besseres anzufangen weiß, als seine mannigfachen persönlich erlebten oder er-lauschten Geschichten, seine erforchteten und gesammelten Historien mit dem ihm eigenen gemütlichen Plauderton hinzuerzählen. Man ver-gaß dabei ganz, daß dieser alte Herr als Dreißigjähriger unbedenk-

*) „Von Zwanzig bis Dreißig“ und „Kriegs-gefangen“ liegen in den neuen Ausgaben (bei F. Fontane u. Co.) vor, jenes als 5. Auflage, zum ersten Male mit 40 Bildern und einem Faksimile geschmückt, dieses als wohlfeile „Hochschulausgabe“ (6 bezw. 1 M.)

Als die Apothekerei an den Nagel gehängt hatte, weil er nach eigenem und der Freunde Urteil sich für einen begnadeten Lyriker und Balladen-dichter halten durfte, daß ihm also ob dieser Eigenschaften ein gewisser Sinn für den künstlerischen Bau der Sprache zukam und daß schließlich gerade das Verfehmieden seine reinste Freude und sein größter Stolz ihm bis in die letzten Tage geblieben ist, als seinen Strophen das jüngste Deutschland im „Pan“ einen Ehrenplatz bereitete. Man berücksichtigt ferner nicht jenes absonderliche, wohl einzigartige Verhältnis, daß ein Schriftsteller außer jenen gelobten Jugendberufen gegen ein Duzend Bände Schilderung und Historie hinter sich hatte, als er, fast ein Sechziger, seinen ersten Roman („Vor dem Sturm“) herausgab, an dem er zwölf Jahre gearbeitet hatte, und daß die noch verbleibenden zwanzig Jahre seiner Altersreise uns erst die reiche Ernte von weiteren fünfzehn Romanen und Novellen beschieren konnte, weil den Autor nun nicht mehr die leidige Fessel der Tagesform drückte. Unerbittliche Selbstzucht und Selbstkritik verrät das Bekenntnis an seine Frau (1882): „Ich sehe klar ein, daß ich eigentlich erst beim 70er Kriegsbuche und daß bei dem Schreiben meines Romans ein Schriftsteller geworden bin, das heißt ein Mann, der sein Metier als eine Kunst betreibt, als eine Kunst, deren Anforderungen er kennt... Goethe hat einmal gesagt: „Die Produktion eines anständigen Dichters und Schriftstellers entspricht allemal dem Grad seiner Erkenntnis.“ Furchtbar richtig... In poetischen Dingen habe ich die Erkenntnis dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa; daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus derselben Zeit mich beständig geniert und erröten macht.“ Dagegen steht ihm handwerksmäßiges Können, das technische Geschick eines rohen Talents, die Arrangier- und Schreibroutine eines gefeierten Romanschreibers, wie Brachvogels, in gar keiner Beziehung zur wirklichen Kunst.

Das waren Bestrebungen und Leistungen, für die weder der preussische Adel, dem doch Fontanes huldigende Achtung von je gegolten, noch das Bürgertum der Reaktions- und Gründerjahre, auf das er als ein sein Publikum angewiesen war, Verständnis oder gar Geld aufbringen wollten. Selbst im besten Freundeskreise, wo man den Lyriker zu schätzen gewohnt, begegnete man dem Erzähler, ohne zu ahnen, was es hier gegenüber der Vielschreiberei oder dem Dilettantismus galt, nur mit dem allerlauesten Wohlwollen. „Novelle ist Novelle.“ Sagt er mit bitterer Ironie wieder der Frau (1879) bei Gelegenheit seiner zweiten Erzählung („Grete Minde“), „d. h. gar nichts, etwas unsagbar Gleichgültiges und Ueberflüssiges.“ Daß dies ein Kunstwert ist, eine Arbeit, an der ein talentvoller in Kunst und Leben herangereifter Mann fünf Monate lang unter Drangsetzung aller seiner Kräfte tätig gewesen ist, davon ist nicht die Rede. Es ist so furchtbar respektlos und bestärkt mich in meinen Anschauungen von dem innerlichst niedrigen Standpunkt unserer sogenannten „regierenden“ Klassen.“ Keuchliche Demütigungen mußte er, der bis zur letzten Druckerreife emsig und gewissenhaft an allen seinen Texten besserte und seinen Zeitungsartikeln die gleiche Sorgfalt gönnte wie seinen Büchern, noch mit 71 Jahren von seinen „seines“ Chefredakteurs über sich ergehen lassen, wie in dem Falle da dieser ihm von einer längeren Kritik über Tolstois „Nacht der Finsternis“ mehr als zwei Drittel strich (die ganze Richtung paßte ihm nicht), während die Druckerei sich mühte, durch Doppeldruck einiger Zeilen dieses Defizit ein klein wenig zu balancieren, dafür und dadurch aber einen vollkommenen Unsinn herstellte.“ Und das noch zu einer Zeit, als wirkliches Verständnis und äußerer Erfolg ihn endlich emporzutragen begannen. Die Jugend war es, die ihm Heides bescherte, der Realismus unter dem kritischen Vorantritt Brahms und Schopenhers. Damit erhellt es auf einen Schlag, wie Fontane, während die Gegenwart sein künstlerisches Streben mißachtete, während man ihn unter die Parteigänger des preussischen Mißschritts gezählt hatte, im Innersten aus seiner eigenen Natur heraus, möglicherweise ohne es zu wissen und zu wollen, für eine freiere Zukunft gewirkt und geschaffen hat. Das leuchtet vielleicht nicht ohne weiteres ein, selbst heute noch nicht einem jeden; jedoch es läßt sich erweisen. In Schopenhers ist auch, auf dessen Verprechung von „Frungen, Wirrungen“ hin, der ergreifende Ausbruch gerichtet (1888), der geradezu etwas von der sonst bei Fontane so verpönten Feierlichkeit an sich trägt und einem durch Jahrzehnte schläglic bedrückten Herzen eine erste freudige Erlösung zu gewähren scheint: „Fünfzig Jahre lang habe ich mich nur bei Nullgraderfolgen, ohne Lob und Tadel hingeküßt und mich mit dem Gedanken, ohne rechte Sonne hingehen zu müssen, vertraut gemacht: da siehst du nur noch auf Stunden Gestalten den Ball am Horizont und ruft mit dem bekannten Seligen: „Verweile doch usw.“ Eine Liebestat, eine Osterfreude.“

Die tragikomische Rekehrseite dieses späten Ruhms bildete dann die berühmte Situation am 70. Geburtstag, deren er auch — wie schon humorvoll in Versen — hier noch einmal resignierend gedenkt: „Man hat mich kolossal gefeiert und — auch wieder gar nicht. Das moderne Berlin hat einen Götzen aus mir gemacht, aber das alte Preußen, das ich durch mehr als vierzig Jahre hin in Kriegsbüchern, Biographien, Land- und Leuteschilderungen und vollstimmlichen Gedichten verherrlicht habe, dies „alte Preußen“ hat sich kaum gerührt und alles (wie in so vielen Stücken) den Juden überlassen.“ Es war nicht nur die Indolenz und Feindschaft der Konservativen gegen jegliche Literatur und Bildung, die jetzt den Jubilar fast

böllig ignorierte; man empfand ihn vielmehr bereits als einen abtrünnigen von ihrer Sache — und das mit Recht.

All die Erlebnisse und Erfahrungen, die Fontane als Dichter und Schriftsteller an seiner Zeit und seinem Publikum durch ein ernstes, arbeitames, mühevolles Dasein hin gemacht hatte, erzeugten naturgemäß die Lebensanschauung seines Alters und damit die seiner reifen Werke. Die spöttisch-lächelnde Resignation, die man als wesentliches oder gar ausschließliches Element dieser Lebensanschauung ansehen möchte, sie war durchaus nicht so spielend und leichten Herzens erworben, wie es bei seinen Lebzeiten noch allgemein schien. Das Auge und der „Sinn für die Tatsächlichkeiten“, deren sich Fontane von je rühmte, waren ihm ebenfalls nicht von Natur „als wappnendes Werkzeug im Kampfe ums Dasein“ angeboren, wenn er auch verhältnismäßig früh diese Fähigkeiten zu gewinnen trachtete, ja zu gewinnen genötigt wurde. In seinen Anfängen war er der typische scheue Poet. Seine Klagen über die rein wirtschaftliche Misere, über das Mißverhältnis zwischen seinem besien Willen und brauchbaren Leistungen auf der einen und der geizigen und respektlosen Behandlung durch seine Brotgeber auf der anderen Seite, lauten hier in den Briefen an die Freunde nicht ganz so anlagend, beklemmend und unaufhörlich, wie in den Familienbriefen (weil er begreiflicherweise in jenen überhaupt mehr Distanz zum Empfänger hält und sein Inneres nicht ganz so rücksichtslos entblößt, wie in diesen). Aber der Eindruck, den man schon früher gewann, verhärtet sich nun: Fontane hat für seine Person den Kampf des „freien“, d. h. des proletarischen deutschen Schriftstellers um gesellschaftliche Anerkennung und ökonomische Verbesserung durchgelämpft, und das nicht umsonst, und nicht umsonst auch für seinen ganzen Stand.

Der „Tunnel“, dieser Berliner literarische Verein, in dem sich Fontane Mitte der vierziger Jahre seine ersten dichterischen Spuren verdiente, zählte Beamte, Gelehrte, Künstler, Offiziere und reiche Leute zu seinen Mitgliedern, aber eigentliche Berufsschriftsteller nur in ganz verschwindender Anzahl. Schriftsteller zu werden, war damals alles andere als ein sicheres Brot; er war gesellschaftlich — wie Fontane ihn noch 1890 mit sichtlichem Uebertreibung in der Gegenwart angesehen meinte — „ein Schmierorins, ein käuflicher Kugensold, eine verächtliche oder lächerliche Figur“. Es lediglich im Vertrauen auf seine eigene Kraft mit diesem Verus zu wagen, dazu gehörte mehr als Mut, und Fontane erdient sich später selbst, vom sicheren Port aus auf seine Anfänge zurückblickend, wie der „Reiter über den Bodensee“. Ganz so blind und ahnungslos hatte er in Wahrheit nicht die Gefahr überwunden. Er hat im Gegenteil, sobald er sie in ihrer ganzen Größe erlankt hatte, recht bewußt, wenn auch oft zähneknirschend vor Ohnmacht, lüvrt und es nie so weit kommen lassen, aus irgend einem närrischen Ehrenpunkt oder momentaner Aufwallung heraus einen pompastischen Untergang zu riskieren. Wenn er einmal etwas zu riskieren schien, wie die Aufgabe seiner Sekretärstelle bei der Akademie, hatte es in Wahrheit seine Gefahr mehr. Manche werden ihn deswegen des Opportunismus zeihen, wie ihn andere subaltern schelten, weil er Kretsch und Plebs, oft anrüchligster Sorte, aus den Junker- und Muckerkreisen seines Umgangs, ja seiner Verehrung würdigte. Aber das eine wie das andere trifft, bei genauerer Betrachtung, nicht zu. Fontane hat nie seinen Vorteil gesucht, wenn er dabei seine Ueberzeugung hätte opfern müssen. Ja, auf ein solches Annehmen spielt er sogar (1851) mit dem Gedanken, „schlimmstenfalls als Abschreiber oder überhaupt als Handarbeiter sein Brot zu verdienen“. Wenn er kurz darauf zur offiziellen und zur konservativen Presse ging und 19 Jahre dabei blieb, so konnte er es eben, seiner damaligen Ueberzeugung nach und auf die Weise, wie er dieser Presse diente. Wenn er mit Junkern und Muckern umging, so geschah das eben auf dem Niveau, das er wünschte und verlangen durfte; er hätte nie persönliche Kränkungen demütigt eingesiekt. Er blieb sich selbst sein Lebenlang treu, und der Verfasser der Fußnoten zu den Briefen an die Freunde verrät nicht eben viel Achtung, geschweige denn Verständnis für Fontanes Persönlichkeit, wenn er glaubt, widersprechende Urteile aus verschiedenen Zeiten über dieselbe Sache oder Person ungehindert entschuldigen zu müssen. Fontanes Leben und Werk bewegen sich in einer ungeborenen Linie bis an das Ende und immer steht die Wahrfähigkeit für ihn unrückbar am Ziel. Wenn er etwas verschwie, geschah es, weil er es noch nicht aussprechen durfte; aber was er aussprach, war stets seine innerste, ehrlichste Angelegenheit. Der Mut vor sich selbst, Altes niederzureißen und Neues aufzubauen, hat ihn bis an sein Ende beseelt, und so konnte er als Preis dort stehen, wiederum mit vollster Ueberzeugung und tiefstem Verständnis, wo die Jüngsten standen; ja in manchem, kann man heute sagen, stand er weiter als sie. Wenn er 1848 (allerdings auf seine Weise) zu den Varriladenkämpfern hielt und in den darauf folgenden trüben Reaktionszeiten an die verlorene Sache der Freiheit nicht mehr glauben mochte, so war das seine Ueberzeugung; aber es war auch wiederum fünfzig Jahre später seine Ueberzeugung, als er sein Urteil über die vermeintlichen Sieger der Märztage, das Militär, böllig umstoßen mußte, als er am Ende seiner alten Tage von dem „alten Preußen“ eigentlich nichts mehr gelten ließ, als aus einem gewissen Respekt die Krone. Und auch an sie hat er in seinem Innern gewiß oft genug gerührt, da er doch alle Zukunftshoffnung beim „vierten Stande“ feimen, alles Heil in der Freiheit sah.

A. F. C. O. H. N.